

Bernhard Gotto und Elke Seefried

Von Männern und „Makeln“

Einleitende Überlegungen zur Gesellschaftsgeschichte der Bundesrepublik in geschlechterhistorischer Perspektive*

1. Männer mit „Makel“

Zeitgeschichte als Geschlechtergeschichte ist nach wie vor in doppelter Weise asymmetrisch: Während die Beschäftigung mit Männern als geschichtsträchtigen Personen eine ungebrochene Hochkonjunktur hat, fristen Männer als soziale Gruppe und als geschlechtliche Wesen historiografisch ein Schattendasein¹. Bei Frauen verhält es sich (abgesehen von einzel- oder gruppenbiografischen Studien über NS-Täterinnen) umgekehrt: Biografien über Frauen, die Geschichte machten, sind deutlich seltener als Studien, die die spezifischen Lebensbedingungen, Erfahrungen und Rollenmuster von Frauen thematisieren.

Diese Defizite sind bemerkenswert, denn feministische und *queer theory*-Ansätze werden in der Geschichtswissenschaft seit nunmehr über drei Jahrzehnten rezipiert und angewendet². Auch aus diesem

* Der Titel und der Anstoß, aus einer geschlechtergeschichtlichen Perspektive innovative Zugänge zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte der Nachkriegszeit zu entwickeln, gehen auf unseren Kollegen Dr. Hans Woller zurück. Für seine inspirierende und freundschaftliche Begleitung bei der Fortentwicklung dieser Idee bedanken wir uns sehr herzlich. Ebenso danken wir Dr. des. Sandra Schmitt für ihre sachkundige und engagierte Mitarbeit.

¹ Vgl. Thomas Kühne (Hrsg.), *Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne*, Frankfurt a.M./New York 1996; Martin Lücke, *Hegemonie und Hysterie. Perspektiven der Männlichkeitsgeschichte*, in: NPL 54 (2009), S. 191–206; zur Bundesrepublik Julia Paulus/Eva-Maria Silies/Kerstin Wolff, *Die Bundesrepublik aus geschlechterhistorischer Perspektive*, in: dies. (Hrsg.), *Zeitgeschichte als Geschlechtergeschichte. Neue Perspektiven auf die Bundesrepublik*, Frankfurt a.M. 2012, S. 11–27; Karen Hagemann/Sonya Michel (Hrsg.), *Gender and the Long Postwar: The United States and the Two Germanys, 1945–1989*, Washington 2014.

² Vgl. für die Zeitgeschichtsforschung zuletzt *Forschung im Queerformat. Aktuelle Beiträge der LSBTI*-, Queer- und Geschlechterforschung*, hrsg. von der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld, Bielefeld 2014; Michael Schwartz, *Verfolgte Homosexuelle – oder Lebenssituationen von LSBT*QI*? Einführende Bemerkungen zu einem Forschungsfeld im Umbruch*, in: ders. (Hrsg.), *Homosexuelle im Nationalsozialismus. Neue Forschungsperspektiven zu Lebenssituationen*

Grund ist es unbestritten, dass geschlechtliche Rollenmodelle und entsprechende Verhaltensnormen zentrale Bestandteile moderner politischer und sozialer Ordnungen darstellen³. Wie kaum ein anderer Faktor beeinflussen diese soziokulturellen Muster die individuellen Möglichkeiten der Lebensgestaltung. Doch nach wie vor wissen wir nur wenig Konkretes über die soziale Realität von Männern, die unter Konformitätsdruck standen, weil ihre vergeschlechtlichten Praxen den gesellschaftlich vorherrschenden Erwartungen nicht entsprachen, etwa hinsichtlich ihrer Sexualität, ihrer Leistungskraft oder -bereitschaft, ihrer körperlichen Erscheinung oder ihrer Soziabilität. Sie alle galten als Männer mit „Makel“. Was einen „Makel“ darstellte und was nicht, lag dabei im Auge des Betrachters. Es ist selbstverständlich nicht unsere Absicht, die Diffamierung bestimmter Männer durch die Wahl eines solchen Begriffes fortzuschreiben. Im Gegenteil: Mit der in Anführungszeichen gesetzten pejorativen Zuschreibungskategorie soll die Moralisierung von Alterität als sozialer Aushandlungsprozess kenntlich gemacht werden. Beteiligt waren daran nicht nur vermeintlich überlegene Männer (und Frauen), sondern auch die herabgewürdigten Männer selbst, die sich solchen Kategorisierungen widersetzen.

Darum legen die Beiträge in diesem Band einen besonderen Akzent auf ihre Wahrnehmungen, Selbstbehauptungsstrategien und Interventionen in Aushandlungsprozessen, anstatt solche Männer lediglich als Opfer von Stigmatisierung und Verfolgung zu beschreiben. Ziel ist es dabei, nach etwaigen Impulsen zu suchen, die von randständigen Männlichkeitsentwürfen ausgingen und auf die Geschlechterordnung insgesamt einwirkten. Mit besonderem Nachdruck stellt sich diese Frage für die ersten beiden Nachkriegsjahrzehnte, die in der Zeitgeschichtsforschung mittlerweile als formative Phase soziokultureller Umbrüche begriffen werden. Zu diesem insgesamt vernachlässigten Themenbereich hat das Institut für Zeitgeschichte 2015 einen Workshop veranstaltet, dessen Beiträge der vorliegende Band präsentiert.

von lesbischen, schwulen, bi-, trans- und intersexuellen Menschen 1933 bis 1945, München 2014, S. 11–17.

³ Vgl. Ute Frevert, „Mann und Weib, und Weib und Mann“. Geschlechter-Differenzen in der Moderne, Frankfurt a.M. 1995.

2. Männlichkeiten als mehrfach relationale Konfigurationen von Geschlechterpraxis

Die hier versammelten Analysen stützen sich auf die Konzeption von Männlichkeiten, die Raewyn Connell vor drei Jahrzehnten Jahren vorgelegt und seither mehrfach weiterentwickelt hat⁴. Ihr Ansatz hat sich aus zwei Gründen als bahnbrechend erwiesen: Erstens überwand er essenzialistische und normative Definitionen von Männlichkeit und ermöglichte dadurch die Historisierung der Kategorie Geschlecht. Zweitens geht er davon aus, dass unterschiedliche Formen männlicher Identitäten gleichzeitig existieren und zueinander in Beziehung treten. Vor allem diese beiden Elemente sind Vorzüge gegenüber alternativen Männlichkeitsmodellen wie etwa der Theorie „männlicher Herrschaft“ von Pierre Bourdieu⁵. Ein dritter Grund macht das Konzept für eine zeitgeschichtliche Operationalisierung besonders nützlich: Connell fasst Männlichkeiten als „Prozesse der konfigurierenden Praxis in der Zeit, die ihren Ausgangspunkt in den Geschlechterstrukturen transformieren“⁶. Männlichkeiten sind demnach zwar durch historisch kontingente Normen präfiguriert, ihre konkreten Ausformungen entstehen allerdings erst durch die soziale Praxis, die ihrerseits wiederum die gesellschaftlich akzeptierten und geteilten Vorstellungen von Männlichkeiten verändern. Diese konstruktivistische und performative Auffassung entspricht dem *doing gender*-Postulat der *gender studies*; die entsprechende Analogie der *men studies* heißt *doing masculinity*⁷.

Männlichkeiten sind in dieser Perspektive durch ein zweifaches Bezugssystem konturiert: Erstens entsteht männlich stets als komplementäre Formation zu weiblich, das heißt, jede Ausprägung von Normen, Selbstbildern und Performanzen ist in einer binären Geschlechteropposition skaliert. Dies zielt nicht auf eine natürliche, biologisch determinierte Zweipoligkeit der Geschlechter, sondern auf

⁴ Vgl. Raewyn Connell, *Masculinities*, Berkeley 1995. Zur Genese und Fortentwicklung des Ansatzes Michael Meuser/Ursula Müller, Zum Geleit, in: Raewyn Connell, *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*, Wiesbaden 4., durchgesehene und erweiterte Aufl. 2015, S. 9–20.

⁵ Vgl. Pierre Bourdieu, *Die männliche Herrschaft*, Frankfurt a.M. 2005; dazu Sylka Scholz, *Männlichkeitssoziologie. Studien aus den sozialen Feldern Arbeit, Politik und Militär im vereinten Deutschland*, Münster 2012, S. 29–32.

⁶ Connell, *Mann*, S. 125.

⁷ Vgl. Will Coleman, *Doing Masculinity/Doing Theory*, in: Jeff Hearn/David H.J. Morgan (Hrsg.), *Men, Masculinities and Social Theory*, London 1990, S. 186–202.

ein Bezugssystem für die Wahrnehmung, Bewertung und Ausübung sozialen Verhaltens von vergeschlechtlichten Akteurinnen und Akteuren⁸. Zweitens stehen mehrere Ausformungen von Männlichkeit untereinander in Konkurrenz. Beide Bezugsebenen sind hierarchisiert. Das Männlichkeitsmodell an der Spitze dieser Hierarchie bezeichnet Connell als hegemoniale Männlichkeit. Es vereint Eigenschaften, die im Vergleich zu anderen Männlichkeitsausprägungen das höchste Sozialprestige, die größten materiellen Gratifikationen und die Nutzung von politischen Machtressourcen ermöglichen. Dieser hegemonialen Männlichkeit sind alle Ausprägungen von Weiblichkeit untergeordnet, ebenso wie alle anderen Formen der Männlichkeit.

Neben Hegemonie und Unterordnung unterscheidet Connells Konzeption zwei weitere Relationstypen: Komplizenschaft und Marginalisierung. Mit Marginalisierung ist die Beziehung zwischen Männlichkeitsausformungen dominanter und untergeordneter rassischer und ethnischer Gruppen gemeint⁹. Komplizenschaft hingegen kennzeichnet Männlichkeitsentwürfe, die von den hegemonialen Merkmalen abweichen oder diese nicht in vollem Umfang aufweisen, aber dennoch von der „patriarchalischen Dividende“ profitieren, also die sozialkulturelle Vorrangstellung von Männern vor Frauen nutzen und stützen. Im Zentrum des Konzepts stehen mithin Relationstypen zwischen unterschiedlichen Ausformungen von Männlichkeiten; sie entstehen wesentlich durch das konkrete Handeln der Männer, und dieses wiederum ist eingebettet in einen historischen Wandel von Perzeptionen und Normen vergeschlechtlichten Agierens.

Damit ist der analytische Rahmen skizziert, an dem sich die hier versammelten Beiträge orientieren. Obwohl manche Anwendungen des Konzepts die Vorstellung einer hegemonialen Männlichkeit auf konkrete Merkmale verengt haben, bietet dieses Modell ein nützliches analytisches Werkzeug für empirische Untersuchungen¹⁰. Wolfgang

⁸ Die insbesondere von Vertreterinnen und Vertretern der *queer theory* geäußerte Kritik an heteronormativen, bipolaren Geschlechtermodellen geht daher an Connells Ansatz vorbei. Vgl. Raewyn Connell/James W. Messerschmidt, *Hegemonic Masculinity: Rethinking the Concept*, in: *Gender & Society* 19 (2005), S. 829–859, hier S. 836f.

⁹ Vgl. Connell, Mann, S. 133f. Heute hat sich für die Analyse der Wechselwirkung von sozialstratifikatorischen Merkmalen wie Ethnie, Geschlecht und Schichtzugehörigkeit der Begriff der Intersektionalität durchgesetzt.

¹⁰ Vgl. Holger Brandes, *Hegemonic Masculinities in East and West Germany (German Democratic Republic and Federal Republic of Germany)*, in: *Men and*

Schmales grundlegendes Werk über die Geschichte der Männlichkeit in Europa hat die theoretischen Prämissen Connells über die doppelte Relationalität von Männlichkeiten für den hier betrachteten Untersuchungszeitraum bestätigt¹¹.

Mit Hilfe dieses Instrumentariums ist es auch möglich, die Vorstellung einer „Krise“ der Männlichkeit infolge des Zweiten Weltkriegs – darauf wird noch zurückzukommen sein – hinter sich zu lassen. Der Begriff Krise setzt einen statischen, kohärenten status quo ante voraus, der unvereinbar mit der Vorstellung von Männlichkeiten als Konfigurationen von Praxis im beständigen Wandel ist, zumal wenn man eine Vielzahl dieser Ausformungen voraussetzt, die zueinander in Konkurrenz treten¹². Demgegenüber ist der Begriff überstrapaziert worden, so dass es kein Wunder ist, dass mittlerweile einige Geschlechterhistorikerinnen und Geschlechterhistoriker das gesamte Krisen-Paradigma als Beschreibungskategorie historischer Wirklichkeit ablehnen¹³. Wie dieser Wirklichkeit – mit allen Einschränkungen, die einer perspektivisch vielfach gebrochenen Rekonstruktion historischer Konstellationen von vornherein eignet – mit Blick auf die Männer mit „Makel“ analytisch beizukommen ist, ist Gegenstand der folgenden Überlegungen.

3. Fragen und Untersuchungsfelder

Im Mittelpunkt der Beiträge steht die Konkurrenz unterschiedlicher Männlichkeitsentwürfe um kulturelle Hegemonie, symbolische Akzeptanz und materielle Teilhabe. Sie gehen von den Lebenswelten der Männer mit „Makel“ aus, thematisieren die Prägekraft von Traditionen und neuen politischen Eingriffen, nehmen das gesellschaftliche Umfeld mit seinen Restriktionen und Toleranzräumen in den Blick. Das Hauptaugenmerk liegt aber auf den Handlungen und Sichtweisen der Männer selbst. Untersucht werden sollen deren Konfigurationen von Geschlechterpraxis auf drei analytischen Ebenen:

Masculinities 10 (2007), S. 178–196; Michael Meuser, Hegemoniale Männlichkeit – ein Auslaufmodell? Replik, in: Erwägen, Wissen, Ethik 21 (2010), S. 415–431.

¹¹ Vgl. Wolfgang Schmale, Geschichte der Männlichkeit in Europa (1450–2000), Wien 2003, S. 236ff.

¹² Vgl. Connell, Mann, S. 138.

¹³ Vgl. etwa Jürgen Martschukat/Olaf Stieglitz, Geschichte der Männlichkeiten, Frankfurt a.M./New York 2008, S. 68; Mary Louise Roberts, Beyond „Crisis“ in Understanding Gender Transformations, in: Gender & History 28 (2016), S. 358–366; differenzierend Claudia Opitz-Belakhal, „Krise der Männlichkeit“ – ein nützliches Konzept der Geschlechtergeschichte?, in: L'Homme 19 (2008) H. 2, S. 31–49.

Normen und Aushandlungsprozesse: Alle Ausformungen von Männlichkeit wurden an normativen Vorgaben gemessen, die männliche wie weibliche Rollenmodelle auf Staat und Gesellschaft bezogen. Solche Vorgaben schlugen sich, wie die Beiträge von Sabine Schleiermacher, Stefanie Coché und Friederike Brühöfener zeigen, direkt in Gesetzen und behördlichem Handeln nieder, doch sie wurden auch von gesellschaftlichen Akteuren mitformuliert und angewendet. Dabei gingen tradierte Zuschreibungen von sozialer Devianz direkt in die Konstruktion von unterdrückten Männlichkeiten ein, wie etwa das Beispiel der von Nadine Recktenwald untersuchten Gämmler demonstriert. Die Akzeptanz und Reichweite geschlechtlich codierter sozialer Normen konnten dabei durchaus variieren: In bestimmten Milieus und Räumen wie den homo-sozialen Gemeinschaften des Versehrtensports oder am Arbeitsplatz konnten Kriegsversehrte ihren „Makel“ durch Leistung oder Prothetik kompensieren, während sie anderenorts auf Barrieren stießen. Immer wieder ergaben sich unerwartete Überschneidungen mit hegemonialen Ansprüchen von Männlichkeitsvorstellungen, so dass in einigen Fällen kompliziertere Männlichkeitsausprägungen entstanden.

Lebenswelten und Erfahrungen: Um die soziale Realität von Männern mit „Makel“ zu rekonstruieren, muss zwischen verschiedenen Erfahrungsräumen differenziert werden. Britta-Marie Schenks Studie zu einem Obdachlosenheim belegt, dass pauschalierende Urteile über die Nichtsesshaften weit hinter der Vielfalt ihrer räumlich differenzierten Lebenswirklichkeiten zurückbleiben. Ähnlich traten einige junge Männer nur zu begrenzten Zeiten und an bestimmten Orten als Gämmler in Erscheinung. Die Rückwirkungen von Diskriminierung auf Selbstwahrnehmung und -darstellung der Männer werden ebenso eruiert wie deren Reaktionen auf Integrationsangebote, für die der Versehrtensport und die von Noyan Dinçkal analysierte Prothetik gute Beispiele sind. Wie gingen die Männer mit Ausgrenzung und Repression um, und wo suchten und fanden sie Akzeptanz? Die beiden Beiträge über homosexuelle Männer von Benno Gammerl und Michael Schwartz zeigen, dass die Selbstbehauptungsstrategien weit über den Rückzug in Subkulturen hinausgingen¹⁴. Eine solche Möglichkeit bestand darin, pauschalen Vorurteilen und Abwertungsbegriffen Eigen-

¹⁴ Vgl. dazu auch Robert G. Moeller, *Private Acts, Public Anxieties: The Fight to Decriminalize Male Homosexuality in Postwar West Germany*, in: Hagemann/Michel (Hrsg.), *Gender*, S. 321–342.

bezeichnungen wie Homophile und Differenzierungen entgegensetzen, oder aber eine abfällige Fremdbezeichnung wie Gammmler positiv umzudeuten und mit Stolz zu tragen – eine Strategie, die auch die *gay pride*-Bewegung der 1970er Jahre verfolgte.

Performanz und Praxis: Zahlreiche Beiträge zeigen die immense Bedeutung von Binnendifferenzierungen in den Untersuchungsgruppen: Bei den Gammmlern, den Obdachlosen, und auch den von Sebastian Schlund untersuchten kriegsbeschädigten Sportlern lassen sich Abstufungen von Sozialprestige nachweisen. In allen drei Fällen mischen sich die Relationstypen von Unterdrückung und Komplizenschaft, je nach dem jeweiligen Gegenüber der Männer. Zentral dabei ist die strategische Dimension von Selbstinszenierungen: Mit welchen Verstößen unterliefen die Akteure hegemoniale Normen und Geschlechterordnungen? Zahlreiche Gammmler, einige Homosexuelle und Obdachlose deuteten ihre vermeintlichen „Makel“ sogar in Vorzüge um. Außerdem richtet sich der Fokus auf Selbstorganisation und Kommunikationsstrategien der Männer: Die Beiträge untersuchen die visuellen Codes und symbolischen Praktiken der Männer, mit denen sie ihr Anders-Sein als eine akzeptable, ja als richtige Möglichkeit einer männlichen Selbstbeschreibung vermittelten.

Auch wenn aus heutiger Perspektive die Zuschreibung eines „Makels“ ein schiefes Licht auf die Diskriminierenden denn auf die Herabgewürdigten wirft, ist es nicht das Ziel der Beiträge, den devianten Männern im Sinne einer Viktimisierung oder gar Heroisierung ein historiografisches Denkmal zu setzen. Vielmehr stellt sich die Frage, ob es ihnen gelang, vorherrschende Männlichkeitsvorstellungen zu erschüttern: Wie veränderten sich die Kriterien für hegemoniale Männlichkeit unter dem normativen Druck der alternativen Modelle?

4. Randständige Männlichkeiten und gesellschaftlicher Wandel

Ein Blick auf die Geschichte von Männern und Männlichkeiten kann, so unsere These, die Gesellschafts- und Kulturgeschichte der ersten Nachkriegsjahrzehnte neu perspektivieren. Verglichen mit dem Kenntnisstand zu Normierung und Erfahrung von weiblicher Identität¹⁵ bil-

¹⁵ Vgl. Hanna Schissler, „Normalization“ as Project. Some Thoughts on Gender Relations in West Germany during the 1950s, in: dies. (Hrsg.), *The Miracle Years. A Cultural History of West Germany, 1949–1968*, Princeton/Oxford 2001,

det die Geschichte von Männern und Männlichkeiten ein weitgehendes Desiderat der Forschung zur frühen Bundesrepublik. Die wenigen Beiträge zum Thema wurden bislang von zwei miteinander verschränkten Interpretationsmustern dominiert.

Eine erste Deutung verweist auf eine Krise der Geschlechterordnungen und männlichen Identitäten. Zahllose deutsche Männer kehrten mit physischen oder psychischen Verletzungen aus dem Zweiten Weltkrieg zurück, während Frauen stärker als je zuvor berufstätig gewesen waren. Steigende Scheidungsraten, Beziehungen zwischen deutschen Frauen und Besatzungssoldaten und das Phänomen jugendlicher Rebellen (wie der „Halbstarken“) in den 1950er Jahren hätten Sorgen verstärkt, der deutsche Mann sei geschwächt, die Männlichkeit in eine Krise geraten¹⁶. Eine zweite Lesart, mit dem Krisen-Narrativ verknüpft, erkennt eine Remaskulinisierung der westdeutschen Gesellschaft der 1950er Jahre. Konservative Intellektuelle und Politiker hätten die durch Weltkrieg und Umbruch wankende Geschlechterordnung zu stabilisieren versucht und damit männliche Autorität restauriert, die sich nun allerdings nicht mehr wie im NS-Regime mit einer militaristischen, sondern mit einer zivilen Männlichkeitskonstruktion verbunden habe¹⁷.

Beide Interpretationen wurden von Geschlechterhistorikerinnen und -historikern kritisch reflektiert: Sie suggerierten *eine* kohärente Form von Männlichkeit¹⁸ und unterschätzten die *gegenseitige* Beeinflussung von Geschlechtsidentitäten und Gesellschaftsordnung. Das Reden von einer Krise der Männlichkeit könne auch „männlicher Re-Souveränisierung“ dienen, um den hegemonialen Status von Männlichkeit zu sichern¹⁹. Erfahrungsgeschichtlich angelegte Studien be-

S. 359–375; Elizabeth D. Heineman, *What Difference Does a Husband Make? Women and Marital Status in Nazi and Postwar Germany*, Berkeley u.a. 2003.

¹⁶ Vgl. Uta G. Poiger, *Krise der Männlichkeit. Remaskulinisierung in beiden deutschen Nachkriegsgesellschaften*, in: Klaus Naumann (Hrsg.), *Nachkrieg in Deutschland*, Hamburg 2001, S. 227–263; Robert G. Moeller, „The Last Soldiers of the Great War“ and Tales of Family Reunions in the Federal Republic of Germany, in: *Signs. Journal of Women in Culture and Society* 24 (1998), S. 129–145.

¹⁷ Vgl. Poiger, *Krise*, S. 230; Robert G. Moeller, *Heimkehr ins Vaterland: Die Remaskulinisierung Westdeutschlands in den fünfziger Jahren*, in: *MGZ* 60 (2001), S. 403–436; Heide Fehrenbach, *Rehabilitating Fatherland. Race and German Remasculinization*, in: *Signs. Journal of Women in Culture and Society* 24 (1998), S. 107–127.

¹⁸ Vgl. Martschukat/Stieglitz, *Männlichkeiten*, S. 68.

¹⁹ Claudia Opitz-Belakhal/Christa Hämmerle, Editorial, in: *L'Homme* 19 (2008) H. 2, S. 7–10, hier S. 7; vgl. Opitz-Belakhal, *Krise*, S. 33f.

tonen denn auch stärker die Diversifizierung und den Wandel gleichzeitig existierender Männlichkeitsentwürfe²⁰. Studien zu männlichen Randgruppen thematisierten bislang vor allem Kriegsheimkehrer²¹, deviante Jugendliche²² sowie Homosexuelle, wobei letztere insbesondere im Kontext von Diskriminierungs- und Verfolgungsmaßnahmen fokussiert wurden²³.

Die Beiträge dieses Bandes belegen einerseits, dass konsistente Elemente einer hegemonialen Männlichkeit in den 1950er und 1960er Jahren in der Tat weithin anerkannt waren. Als Elemente dessen schälen sich Leistungskraft beziehungsweise Erwerbstätigkeit, Heterosexualität, Soziabilität und patriarchale Autorität in der Familie heraus. Andererseits ist die Remaskulinisierungs-These zu differenzieren, weil hegemoniale Männlichkeitsvorstellungen eingeschränkte Räume sozialer Geltung besaßen und von konkurrierenden Verständnissen von Männlichkeit herausgefordert wurden.

Sabine Schleiermacher argumentiert, dass kriegsgeschädigte Männer sozialpolitisch und – im Zuge der Wiederbewaffnung – auch gesellschaftlich rehabilitiert wurden. Damit sollten tradierte geschlechtliche Rollenzuschreibungen des Mannes als Beschützer und Ernährer restauriert werden. Auch Noyan Dinçkal betont, dass sozialpolitische Maßnahmen der Rehabilitation für Kriegsgeschädigte eine ins Wanken geratene Geschlechterordnung mit dem Mann als Familienoberhaupt, Ernährer und Autorität stabilisieren sollten. Ebenso hatte

²⁰ Vgl. Bettina Joergens, *Männlichkeiten. Deutsche Jungenschaft, CVJM und Naturfreundejugend in Minden 1945–1955*, Potsdam 2005; Frank Biess, *Männer des Wiederaufbaus – Wiederaufbau der Männer. Kriegsheimkehrer in Ost- und Westdeutschland, 1945–1955*, in: Karen Hagemann/Stefanie Schüler-Springer (Hrsg.), *Heimat-Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege*, Frankfurt a.M./New York 2002, S. 345–365.

²¹ Vgl. ebenda; Svenja Goltermann, *Die Gesellschaft der Überlebenden. Deutsche Kriegsheimkehrer und ihre Gewalterfahrungen im Zweiten Weltkrieg*, München 2009.

²² Vgl. Sebastian Kurme, *Halbstarke. Jugendprotest in den 1950er Jahren in Deutschland und den USA*, Frankfurt a.M./New York 2006; Uta G. Poiger, *Jazz, Rock, and Rebels. Cold War Politics and American Culture in a Divided Germany*, Berkeley u.a. 2000.

²³ Vgl. Andreas Pretzel/Volker Weiss (Hrsg.), *Ohnmacht und Aufbegehren. Homosexuelle Männer in der frühen Bundesrepublik*, Hamburg 2010; hingegen mit Blick auf die Heterogenität homosexueller Subkulturen Clayton Whisnant, *Male Homosexuality in West Germany between Persecution and Freedom, 1945–69*, Basingstoke 2012.

der Sport kriegsversehrter Männer, so Sebastian Schlund, der Kompensation körperlicher Beeinträchtigung und beruflichen Wiederbefähigung zu dienen und damit das hegemoniale Verständnis von Männlichkeit zu stützen. Zugleich arbeitet Schlund heraus, dass kriegsbeschädigte Männer sich selbst über den Sport ihrer Männlichkeit vergewisserten und eine militärisch anmutende Kameradschaftlichkeit pflegten, die zu einer Marginalisierung zivilbehinderter Männer führte.

Auch Britta-Marie Schenk verweist am Beispiel von Männern in einem Hamburger Obdachlosenheim auf eine Differenzierung und Hierarchisierung von Männlichkeitskonstruktionen in einem homo-sozialen Raum. Einerseits entsprachen die alleinstehenden, obdachlosen Männer nicht dem hegemonialen Verständnis des beruflich erfolgreichen Familienvaters. Andererseits deuten Selbstbilder und Selbstbehauptungsstrategien der Männer auf eigene, binnenhierarchisierte Männlichkeitskonstruktionen hin, die bestimmten Machtkonstellationen folgten und ein differenziertes Bild von Männlichkeit vermitteln, das nicht dem pauschalen Verständnis einer Remaskulinisierung entspricht. Ähnlich argumentiert Nadine Recktenwald. Am Beispiel von jugendlichen Gammlern in westdeutschen Großstädten der 1960er Jahre belegt sie, dass diese einerseits das tradierte Verständnis der Hegemonialstellung des Mannes herausforderten. Andererseits reproduzierten sie diese durch die Pflege heteronormativer Rollenmuster der Männer als Beschützer und Versorger gegenüber ihren Gefährtinnen. Im Gegensatz zu den Obdachlosen kultivierten die Gammler jedoch ihren Nonkonformismus in der Öffentlichkeit durch demonstratives Nichtstun und Konsumverweigerung.

Der Beitrag von Stefanie Coché bestätigt hingegen stärker die Geltungskraft hegemonialer Männlichkeit der 1950er Jahre. Sie beleuchtet Konstruktionen von devianter Männlichkeit und die psychiatrische Einweisungspraxis in der west- und ostdeutschen Nachkriegsgesellschaft. Die Autorin verdeutlicht, dass Gewalt und fehlende Leistungs- und Arbeitsfähigkeit als Indikatoren von Krankheit galten.

Auf die Wirkmächtigkeit hegemonialer Männlichkeitsvorstellungen und ihre Infragestellung verweist Friederike Brühöfener in ihrem Beitrag zu Führungs- und Erziehungsidealen in der jungen Bundeswehr. In Zirkeln des Verteidigungsministeriums und Teilen der Öffentlichkeit dominierte demnach ein patriarchalisches und auf Soziabilität zielendes Familien- und Männlichkeitsideal, das sich vom nationalsozialis-

tischen Verständnis absetzte, indem es den Staatsbürger in Uniform zum Ideal erklärte. Zugleich tradierte dieses mit der Hochschätzung des Disziplinarischen Elemente einer militaristischen Männlichkeit. In der öffentlichen Diskussion stellte dieses Bild besonders die politische Linke in Frage.

Ebenso demonstriert Till van Rahden, dass in konfessionell und kirchlich geprägten Verbänden und Zeitschriften und im Kreis zugehöriger Familienexperten Entwürfe einer sanften, liebevollen und explizit nicht-militaristischen Vaterschaft zirkulierten. Diese konkurrierten mit dem hegemonialen Bild patriarchaler Autorität in der Familie, welches sich aber ebenfalls von strikt hierarchischen und militaristischen Männlichkeitsidealen der Zeit vor 1945 gelöst hatte.

Mithin ist die Remaskulinisierungs-These stark zu differenzieren. Darüber hinaus lassen sich mit den vorliegenden Beiträgen große Narrative zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte der frühen Bundesrepublik prüfen und nuancieren. Dies gilt erstens für das Interpretament einer „Modernisierung im Wiederaufbau“. Demnach hätten sich in den 1950er Jahren „überkommene schichten- und klassengebundene Lebensstile und Traditionen“ abgeschwächt; mit der veränderten Sozialstruktur, dem wirtschaftlichen Aufschwung und der technisch-infrastrukturellen Entwicklung habe eine Modernisierung unter konservativen Vorzeichen eingesetzt. Erst im letzten Drittel der 1950er Jahre sei eine Zeit der relativen sozialhistorischen Einheit seit dem Kaiserreich zu Ende gegangen, weil nun die westdeutsche Wohlstands- und Konsumgesellschaft entstanden, der Sozialstaat ausgebaut und die ästhetische Moderne angenommen worden sei²⁴.

Die Beiträge dieses Bandes zeigen die Schattenseiten des sogenannten Wirtschaftswunders, weil Männer aus vielerlei Gründen nicht in die Wohlstands-, Konsum- und Vollbeschäftigungsgesellschaft fanden oder finden wollten. Zugleich hielten soziale Ausgrenzung und gesetzliche Verfolgung nonkonformer Männer bis Ende der 1960er Jahre an, ja wuchs teilweise der Anpassungsdruck um 1960. Benno Gammerl beleuchtet die emotionalen Praktiken von Homophilen und zeigt, dass gesellschaftliche Normen und staatliche Verfolgung oft zu einem Doppelleben führten. Michael Schwartz argumentiert, dass

²⁴ Vgl. Arnold Sywottek, Wege in die 50er Jahre, in: Axel Schildt/Arnold Sywottek (Hrsg.), Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre, Bonn 1993, S.13–39; das Zitat S.18.

Homosexuelle in der unter Viermächte-Verwaltung stehenden Stadt Berlin Entfaltungsräume fanden, ja im West-Berlin der frühen 1950er Jahre teilweise unbehelligt ihre Homosexualität leben konnten, ehe sie ein gesellschaftlicher und politischer Druck zur Normalisierung erneut stigmatisierte. Dies galt auch für Ost-Berlin, wo nach dem Mauerbau die staatliche Repression gegen Homosexuelle zunahm und die Verbindungen zwischen den Homosexuellen beider Stadtteile größtenteils abrissen. Der Blick auf randständige Männer relativiert damit die These einer sozialgeschichtlichen Zäsur des letzten Drittels der 1950er Jahre.

Zweitens lässt sich das Deutungsmuster einer Liberalisierung und Pluralisierung von kulturellen Orientierungen, Werten, Lebensweisen und -normen heranziehen. Demnach hätten Anfang der 1950er Jahre Bemühungen dominiert, „tradierte Normen im Bereich der privaten Lebensführung“ zu reetablieren, die „sittliche Ordnung“ zu sichern und sexuelle Libertinage zu verhindern. Erst in den „langen“ 1960er Jahren seien traditionelle Normen und Orientierungen aufgebrochen worden, in einem Prozess der Liberalisierung, der vor allem generationell geprägt gewesen sei²⁵, und – ein Interpretationsmodell, das der soziologischen Forschung der 1970er Jahre entstammt – eines „Wertewandels“. Im Zuge der Auflösung tradierter sozialmoralischer Milieus, einer Individualisierung und der Ausprägung einer Wohlstandsgesellschaft mit wachsenden postindustriellen Elementen seien Pflicht- und Akzeptanzwerte (wie Disziplin und Unterordnung) von Selbstentfaltungswerten (wie Emanzipation, Partizipation und Lebensqualität) überlagert worden. Diese „gravierende[n] Wandlungen in Bewußtseinslagen, Normen und Leitbildern“ hätten zu einer Pluralisierung der Lebensstile und Privatheitsmuster in der bundesdeutschen Gesellschaft beigetragen²⁶.

Die Beiträge des Bandes deuten auf eine – wenngleich nicht immer sichtbare – Pluralität von männlichen Lebensentwürfen der 1950er

²⁵ Ulrich Herbert, Liberalisierung als Lernprozeß. Die Bundesrepublik in der deutschen Geschichte – eine Skizze, in: ders. (Hrsg.), Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945–1980, Göttingen 2002, S. 7–49, hier S. 27; vgl. auch Detlef Siegfried, Time is on my side. Konsum und Politik in der westdeutschen Jugendkultur der 60er Jahre, Göttingen 2006, S. 209.

²⁶ Edgar Wolfrum, Die geglückte Demokratie. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, Bonn 2007, S. 254; vgl. Siegfried, Time, S. 51–59; Anselm Doering-Manteuffel, Deutsche Zeitgeschichte nach 1945. Entwicklung und Problemlagen der historischen Forschung zur Nachkriegszeit, in: VfZ 41 (1993), S. 1–29, hier S. 1.

Jahre. Die Männer mit „Makel“ stellten dem hegemonialen Verständnis eigene Männlichkeiten entgegen, indem sie Erwerbstätigkeit und Leistung ablehnten oder alternativen Vergemeinschaftungs- und familiären Rollenmodellen folgten. Die Pluralität von Lebensformen unterstreichen zudem die Beiträge zu Homophilen – auch wenn diese erst in den 1960er Jahren ihren Kampf um Anerkennung schrittweise in die Öffentlichkeit trugen – und zu Homosexuellen in Berlin, das seit Beginn des 20. Jahrhunderts zu den schwulen Metropolen mit ausgeprägten Szene- und Subkulturen zählte.

Eng mit dem Bild der Liberalisierung verbunden ist drittens das Deutungsmuster einer Demokratisierung. Demnach veränderten sich im Kontext des kulturellen Wandels auch politische Einstellungen verhältnismäßig spät. So hätten in den 1950er Jahren „autoritäre und vor-demokratische Traditionen [...] beinahe überall fort[gewirkt]“, auch „im Umgang mit Leben außerhalb der vermeintlichen Normalität“²⁷. Erst zwischen den späten 1950er und frühen 1970er Jahren hätten sich politische Einstellungen hin zu „Partizipation, Pluralität und Abbau hierarchischer und autoritärer Strukturen“²⁸ geöffnet, sei ein Klima der Reformbereitschaft, einer kritischen Öffentlichkeit und des politischen Protests entstanden²⁹. Die Beiträge des Bandes differenzieren dieses Bild. Die zirkulierenden Entwürfe einer sanften Vaterschaft waren Teil einer Suche nach einer neuen Form ziviler Demokratie bereits in den 1950er Jahren, und ebenso deutet die Diskussion um die Leitbilder des männlichen Soldaten darauf hin, dass die Gültigkeit hegemonialer hierarchischer Ordnungsmuster Mitte der 1950er Jahre abnahm³⁰.

²⁷ Paul Nolte, Was ist Demokratie? Geschichte und Gegenwart, München 2012, S. 335.

²⁸ Herbert, Liberalisierung, S. 12, vgl. S. 10; zum „Zuwachs an Pluralismus“ Wolfrum, Demokratie, S. 241.

²⁹ Vgl. Axel Schildt, Materieller Wohlstand, pragmatische Politik, kulturelle Umbrüche. Die 1960er Jahre in der Bundesrepublik, in: ders./Detlef Siegfried/Karl Christian Lammers (Hrsg.), Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften, Hamburg 2000, S. 21–53, insbesondere S. 36–52.

³⁰ Zur Differenz zwischen Forderungen nach umfassender Demokratisierung der 1960er Jahre und den langsameren geschlechterpolitischen Veränderungsprozessen auch Matthias Frese/Julia Paulus/Karl Teppe, Geschwindigkeiten und Faktoren des Wandels – die 1960er Jahre in der Bundesrepublik, in: dies. (Hrsg.), Demokratisierung und gesellschaftlicher Aufbruch. Die sechziger Jahre als Wendezeit der Bundesrepublik, Paderborn u.a. 2003, S. 1–23, hier S. 14.

5. Perspektiven

Diese Überlegungen lassen sich in zweierlei Hinsicht weiterverfolgen. Zum einen erscheint es als fruchtbare Aufgabe, die Konstruktion und Praxis hegemonialer und randständiger Männlichkeit in einen internationalen Kontext zu stellen. Dies betrifft die Verwurzelung der hegemonialen Männlichkeit in einem gemeinsamen westeuropäischen Entwicklungspfad der Moderne, der die funktional und normativ ausdifferenzierte bipolare Geschlechterordnung hervorbrachte. Daher liegt es nahe, nach transnationalen Konvergenzen auch für alternative Männlichkeitsausprägungen zu fragen. Dabei lässt sich vor allem auf jüngste Forschungen zur Geschichte von privaten Lebensformen und Sexualitäten Bezug nehmen, welche die europäischen Metropolen als Orte der Individualität und der Permissivität beschrieben³¹. Für die Nachkriegsjahrzehnte wären die Forschungen zur „Amerikanisierung“ der bundesdeutschen Gesellschaft und einer kulturellen „Westernisierung“ noch stärker mit einem geschlechterhistorischen Zugriff zu verknüpfen³². Umgekehrt gibt es Hinweise, dass Männlichkeitsideale in den staatssozialistischen Gesellschaften unter dem Einfluss einer „Sowjetisierung“ systemtypische Akzentverschiebungen erfuhren. Allerdings ist umstritten, wie stark ausgeprägt sie waren. Sylka Scholz verweist auf ein hegemoniales Männlichkeitsverständnis in der DDR, das Leistungskraft, Heterosexualität und die Verbindung von Arbeit und Technik idealisierte. Die Differenz zur Bundesrepublik lag demnach in der proletarischen Aufladung von Männlichkeit im Arbeiter- und Bauernstaat³³. Frank Biess argumentierte, die familiäre

³¹ Vgl. Frank Mort, *Capital Affairs. London and the Making of the Permissive Society*, New Haven 2010; Moritz Föllmer, *Individuality and Modernity in Berlin. Self and Society from Weimar to the Wall*, Cambridge 2013; François Buot, *Gay Paris. Une histoire du Paris interlope entre 1900 et 1940*, Paris 2013.

³² Vgl. u.a. Kaspar Maase, *BRAVO Amerika. Erkundungen zur Jugendkultur der Bundesrepublik in den fünfziger Jahren*, Hamburg 1992; Heide Fehrenbach/Uta G. Poiger, *Americanization Reconsidered*, in: dies. (Hrsg.), *Transactions, Transgressions, Transformations. American Culture in Western Europe and Japan*, New York/Oxford 2000, S. XIII–XL; Anselm Doering-Manteuffel, *Wie westlich sind die Deutschen? Amerikanisierung und Westernisierung im 20. Jahrhundert*, Göttingen 1999.

³³ Vgl. Sylka Scholz, „Sozialistische Helden“. Hegemoniale Männlichkeiten in der DDR, in: dies./Weertje Willms (Hrsg.), *Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt*, Münster 2008, S. 11–35; Sylka Scholz, *Vom starken Helden zum zärtlichen Vater? Männlichkeit und Emotionalität in der DDR*, in:

Dimension sei in der staatssozialistischen Konstruktion von Männlichkeit weniger ausgeprägt gewesen als in Westdeutschland, während Arbeit in beiden Gesellschaften die Neukonstituierung männlicher Subjektivität geleitet habe³⁴. Der Beitrag von Stefanie Coché in diesem Band deutet hingegen an, dass trotz der propagandistischen Aufwertung von Arbeit in der DDR im subjektiven Verständnis von Männlichkeit Leistungsfähigkeit keine zentrale Rolle spielte. Darüber hinaus sind im Weiteren blockübergreifende Kontakte und Verflechtungen zu prüfen, die Michael Schwartz in seinem Beitrag über West- und Ost-Berlin thematisiert.

Zum anderen ließen sich die Zäsuren in den Prozessen von Stabilisierung, Destabilisierung und Verschiebung von Männlichkeitsvorstellungen differenzieren. Wie oben ausgeführt, deutet sich an, dass das hegemoniale Männlichkeitsverständnis der 1950er und 1960er Jahre von konkurrierenden Männlichkeitskonstruktionen herausgefordert wurde, aber bis Ende der 1960er Jahre weithin anerkannt war. Allerdings veränderte sich der Kontext für die Kriterien hegemonialer Männlichkeit selbst. Besonders klar tritt dieser Wandel in den Familienstrukturen zutage. Die Kernfamilie aus Vater, Mutter und mehreren Kindern war bereits in den 1950er Jahren mehr ein normatives Ideal als der statistische Normalfall³⁵. In zunehmendem Maße entzogen die Pluralisierung und Fragmentierung von Familienverhältnissen der männlichen Autoritätsposition die Grundlage, auch wenn familienrechtliche Konsequenzen zum Teil erst deutlich später folgten.

Eine phasenverschobene, aber nicht minder folgenreiche Umwälzung vollzog sich in der Bedeutung der Erwerbsarbeit. Ab der zweiten Hälfte der 1970er Jahre wurde Arbeitslosigkeit zu einer prägenden Dauererfahrung, die vor allem in den Zentren der alten Schwerindustrien zu einer „Krise der Kerle“³⁶ führte. Dies konvergiert mit Unter-

Manuel Borutta/Nina Verheyen (Hrsg.), *Die Präsenz der Gefühle. Männlichkeit und Emotion in der Moderne*, Frankfurt a.M. 2010, S. 203–228.

³⁴ Vgl. Biess, *Männer*, S. 355f. und S. 358.

³⁵ Vgl. Jack Goody, *Geschichte der Familie*, München 2002; für die Bundesrepublik Christiane Kuller, *Familienpolitik im föderativen Sozialstaat. Die Formierung eines Politikfeldes in der Bundesrepublik 1949–1975*, München 2004, S. 36–78, insbesondere S. 65f.

³⁶ Thomas Gesterkamp, *Die Krise der Kerle. Männlicher Lebensstil und der Wandel der Arbeitsgesellschaft*, Köln 2004; vgl. Thomas Raithel, *Jugendarbeitslosigkeit in der Bundesrepublik. Entwicklung und Auseinandersetzung während der 1970er und 1980er Jahre*, München 2012.

suchungen, die geschlechtsspezifische Rollenzuschreibungen und die Erwerbstätigkeit der Frau in den Blick nehmen und „mentale Veränderungen“ in der Praxis der Geschlechterbeziehungen erst Mitte der 1970er Jahre verorten³⁷. Der Wandel von Erwerbsbiografien schwächte im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts Arbeit als Quelle für die identitäre Selbstvergewisserung von Männern tendenziell ab³⁸.

Die normative Geltungskraft von Heterosexualität für die hegemoniale Männlichkeit blieb dagegen vergleichsweise lange bestehen. Auch nach der Entkriminalisierung von Homosexualität waren Schwule gesellschaftlich stigmatisiert. Sichtbar wurde die Homophobie durch die Diskussion über die Immunschwächekrankheit Aids als „Schwulenseuche“ in den 1980er Jahren, doch letztlich beförderten die Debatten die gesellschaftliche Normalisierung nonkonformer Lebensformen und Geschlechtsidentitäten³⁹.

Auch hinsichtlich der Soziabilität, verstanden als das Verhältnis des Einzelnen zum Gemeinwesen, veränderten sich Wahrnehmungen und Wertungen besonders stark im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts. Zweifelsohne setzte hegemoniale Männlichkeit während der 1950er Jahre voraus, sich mit einer als Gemeinschaft verstandenen Gesellschaft zu identifizieren. Darin spiegelte sich die lange Tradition sozialharmonischer Ordnungsmodelle, die noch in der Nachkriegszeit nachwirkten⁴⁰. Doch der Wert dieses Gleichklangs verminderte sich in

³⁷ Frese/Paulus/Teppe, *Geschwindigkeiten*, S. 14.

³⁸ Vgl. Andreas Wirsching, *Erwerbsbiographien und Privatheitsformen: Die Entstandardisierung von Lebensläufen*, in: ders./Thomas Raithel/Andreas Rödder (Hrsg.), *Auf dem Weg in eine neue Moderne? Die Bundesrepublik in den siebziger und achtziger Jahren*, München 2009, S. 83–97; Andreas Wirsching, *Konsum statt Arbeit? Zum Wandel von Individualität in der modernen Massengesellschaft*, in: *VfZ* 57 (2009), S. 171–199; kritisch hierzu Dietmar Süß/Winfried Süß, *Zeitgeschichte der Arbeit: Beobachtungen und Perspektiven*, in: Knud Andresen/Ursula Bitzegeio/Jürgen Mittag (Hrsg.), *Nach dem Strukturbruch? Kontinuität und Wandel von Arbeitsbeziehungen und Arbeitswelt(en) seit den 1970er-Jahren*, Bonn 2011, S. 345–365.

³⁹ Vgl. Andreas Pretzel/Volker Weiß (Hrsg.), *Rosa Radikale. Die Schwulenbewegung der 1970er Jahre*, Hamburg 2012; Magdalena Beljan, *Rosa Zeiten? Eine Geschichte der Subjektivierung männlicher Homosexualität in den 1970er und 1980er Jahren der BRD*, Bielefeld 2014.

⁴⁰ Vgl. Paul Nolte, *Die Ordnung der Deutschen. Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert*, München 2000, S. 160ff., S. 386–390 und S. 407f.

dem Maße, in dem die Authentizität eines als unverwechselbar imaginierten Selbst eine normative Aufwertung erfuhr⁴¹.

Es sind also deutliche Phasenverschiebungen bei den einzelnen Kriterien zu konstatieren, die die hegemoniale Männlichkeit der 1950er und 1960er Jahre bestimmten. An die Stelle einer klaren Zäsur tritt das Bild eines zerfaserten Endes der hegemonialen Männlichkeit, wie sie in den ersten beiden Nachkriegsjahren bestand. Ob sich daran aber das Zeitalter einer „polymorphen Männlichkeit“⁴² anschloss, das keine hegemoniale Position im Gefüge pluraler Männlichkeiten mehr kannte, lässt sich bezweifeln. Plausibler erscheint die Annahme, dass sich neue Formen von hegemonialer Männlichkeit mit zum Teil ganz anderen Kriterien entwickelten. Ein Beispiel dafür wäre die „transnational business masculinity“, die Connell zusammen mit Julian Wood 2005 beschrieb⁴³. Diese Form hegemonialer Männlichkeit ist berechnend, egozentrisch, flexibel und kompetitiv; sie unterscheidet sich von traditionellen Männlichkeiten dadurch, dass sie auch homosexuellen Männern zugänglich ist. Anschlussfähig wäre dies an die in der Forschung breit diskutierte These, dass das Aufkommen eines globalen, digitalen Finanzmarktkapitalismus zu den Merkmalen eines umfassenden Strukturbruchs ab den 1970er Jahren zählte⁴⁴. Ob sich daraus ganz neue Gruppen randständiger Männlichkeiten ableiten lassen, wäre dann nur eine von vielen spannenden Fragen, denen sich eine geschlechtergeschichtliche Perspektive auf die jüngste Zeitgeschichte stellen müsste.

⁴¹ Vgl. u.a. Richard van Dülmen (Hrsg.), *Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Köln 2001; Sven Reichardt, *Authentizität und Gemeinschaft. Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren*, Frankfurt a.M. 2014; Pascal Eitler/Jens Elberfeld (Hrsg.), *Zeitgeschichte des Selbst. Therapeutisierung, Politisierung, Emotionalisierung*, Bielefeld 2015.

⁴² Schmale, *Geschichte*, S. 267ff.

⁴³ Vgl. Raewyn Connell/Julian Wood, *Globalization and Business Masculinities*, in: *Men and Masculinities* 7 (2005), S. 347–364.

⁴⁴ Vgl. Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael, *Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970*, Göttingen 2012, S. 98–102; Anselm Doering-Manteuffel, *Die Vielfalt der Strukturbrüche und die Dynamik des Wandels in der Epoche nach dem Boom*, in: Morten Reitmayer/Thomas Schlemmer (Hrsg.), *Die Anfänge der Gegenwart. Umbrüche in Westeuropa nach dem Boom*, München 2014, S. 133–145, hier S. 139–143.